

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 18

Artikel: Porträt eines Landarztes : Erzählung
Autor: Ohlenmacher, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 15. Juni 1938

Heft 18

Des Lebens Mai.

Nun winkt's und flüstert's aus den Bächen,
Nun duftet's aus dem Tal herauf;
In ungestümer Sehnsucht brechen
Die Knospen und die Herzen auf.

Des Hirsches Tritt erklingt im Walde,
Im Blauen schiff't der wilde Schwan,
Den Äpler treibt's zur sonn'gen Halde,
Der Schiffer löst den schwanken Kahn.

Das sind die alten Zauberlieder,
Die hell ins Land der Frühling singt,
Daß tief durch alles Leben wieder
Ein ungeduldig Hoffen dringt.

Und in das schallende Getriebe
Hineingezogen wallst auch du
Und suchst, o Herz, das Haus der Liebe
Und pilgerst nach dem Land der Ruh'.

Emanuel Geibel.

Porträt eines Landarztes.

Erzählung von Heinz Ohlenmacher.

In den wenigen Augenblicken, die Dr. Walter Voss Muße hatte, über sein Leben nachzudenken, kam er stets zu der etwas wehmütigen Erkenntnis, daß er es in seinem Beruf alles andere als weit gebracht hatte. Nächstes Jahr würde er Sechzig sein. Und was war er? Ein kleiner, unbedeutender Landarzt, abgerackert, müde und — arm.

Es hätte anders kommen können. Wenn, nun wenn er damals, vor fast dreißig Jahren, nicht so schwach gewesen wäre. Vielleicht, nein, sicher wäre er ein berühmter Arzt geworden, der in der Stadt eine große Klinik leitete, in der es alle die modernen, teuren Behelfe gab, die Dr. Voss nur vom Hörensagen kannte, und deren Funktionieren ihm im großen und ganzen ein Rätsel war. Er hätte bedeutende Persönlichkeiten zu seinen Patienten gezählt, in wissenschaftlichen Kreisen und in der

Gesellschaft eine Rolle gespielt, elegante Kleider getragen und viel Geld verdient.

Das war damals, als der berühmte Professor Raffner ihm die Stelle eines Assistenten an der chirurgischen Klinik angetragen hatte.

„Hören Sie, Voss“, hatte er gesagt. „Es hat keinen Sinn, daß Sie sich in diesem kleinen Nest vergraben. Ich kenne ihre Fähigkeiten. Was haben Sie denn dort für Möglichkeiten? Die Gegend ist arm, und Sie können es sich wirklich nicht leisten, den Wohltäter zu spielen. Kommen Sie zu mir. Da werden Sie Karriere machen.“

Ein halbes Jahr vorher war Dr. Voss in das kleine Städtchen gekommen, um die Praxis des dortigen Arztes, der plötzlich erkrankt war, bis zu dessen Wiederherstellung zu übernehmen. Die Krankheit des Kollegen hatte sich hingezogen, und

schließlich war er gestorben. Und Dr. Vofß hatte dann mit einem Male nicht die Kraft besessen, wieder fortzugehen und alles liegen und stehen zu lassen, bis ein anderer Arzt kam, der sich darum kümmerte, ob der Säugling der Frau Oberförster Milch trank, und sich der Häuslerin annahm, die ihr erstes Kind erwartete.

Und so war es gekommen, daß er, keineswegs leichten Herzens, den Antrag Professor Raßners abgelehnt hatte.

„Sie wissen nicht, was Sie tun, Vofß,“ hatte Raßner gesagt, und seine Stimme hatte ärgerlich geklungen. „Sie sind ein Narr. Sie werden in dem Nest versauern. Sie könnten ein großer Arzt werden, wenn Sie die Kraft hätten, sich von dieser sentimentalen Gefühlsduselei frei zu machen. Oder liegt Ihnen vielleicht daran, sich für ein paar Bauern, die Ihnen das Honorar schuldig bleiben werden, Ihr ganzes Leben herumzuärgern und abzuplagen und es zu nichts zu bringen?“

Dr. Vofß hatte all das überdacht, als er in sein kleines Städtchen zurückgefahren war. Professor Raßner hatte recht. Es würde ein anderer Arzt kommen, der sich um die Häuslerin und den Säugling der Frau Oberförster kümmern würde. Und an diesem Abend hatte er in seiner Wohnung herumgekrämt, um zu sehen, was er mit in die Stadt nehmen würde.

Da war das Rissen mit dem frommen Spruch. Er hatte es von Frau Graditsch bekommen, an Zahlungsstatt, als er spät abends zu ihr hinausgekommen war, um die vierjährige Emma zu verbinden, die von einem umgestürzten Kessel siedenden Wassers schwer verbrüht worden war.

Der schöne alte Glaspokal stammte von dem Fräulein von Spratt, der alten, pensionierten Schullehrerin. Sie hatte ihn gerufen, als ihre fünfjährige Großnichte, die ihr arme Verwandte aus der Stadt zur Erholung geschickt hatten, plötzlich erkrankt war. Diphtheritis, hatte Dr. Vofß sofort festgestellt. Fräulein von Spratt hatte, ohne zu zittern, die Petroleumlampe gehalten, als er den Luftröhrenschnitt ausgeführt hatte, um das Kind vor dem Ersticken zu retten. Dann, als der operative Eingriff vorbei und gelungen war, hatten ihre Nerven ausgelassen, und sie war für einige Minuten in ein hemmungsloses Schluchzen ausgebrochen. Schließlich aber hatte sie gelächelt und gesagt: „Ich habe geweint, weil ich solche Angst hatte, ehe Sie kamen.“

Es gab da viele solche Episoden. Fast jede Nacht hatte er hinaus müssen zu irgend einem

Kranken. Eine hellerleuchtete Tür, darin jemand wartend nach ihm Ausschau hielt, war immer sein Ziel gewesen.

Und so würde das weitergehen, Tag für Tag, Nacht für Nacht, Woche für Woche, Jahr für Jahr.

Aber da waren auch andere Fälle. Da war die Witwe des Helmer-Bauers. Eine Operation hätte vielleicht helfen können. Aber davon hatte sie nichts wissen wollen.

„Wenn Sie mich noch ein Jahr am Leben erhalten können, Doktor, dann ist meine Älteste sechzehn und groß genug, um sich um die anderen Kinder zu kümmern. Und ich weiß, daß die Operation nicht helfen wird. Und das Geld, das sie kostet, werden die Kinder noch dringend brauchen können.“

Sie hatte gesprochen, als ob es in seiner Macht gelegen wäre, sie am Leben zu erhalten.

Hätte er sie damals verlassen dürfen? War es nicht seine Pflicht gewesen, auszuharren und zu versuchen, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen?

Und so war es gekommen, daß Professor Raßner einen anderen Arzt zum Assistenten gewählt hatte und aus Dr. Vofß ein kleiner, unbedeutender Landarzt geworden war, abgerackert, überarbeitet und — arm.

Dann, etwa zwei Jahre später, war der Mann seiner Schwester gestorben, und sie war mit ihrem Buben zu Dr. Vofß gezogen, um ihm die Wirtschaft zu führen. Und Dr. Vofß hatte sich mit dem Gedanken getröstet, daß vielleicht Hans, der den Wunsch äußerte, Arzt zu werden, die Karriere machen würde, die er verabsäumt hatte.

„Ich werde dich in Wien studieren lassen,“ versprach Dr. Vofß.

„Ja.“ Und Hans hörte aufmerksam zu, wenn Onkel Walter für ihn Pläne schmiedete, Pläne, die eine große Karriere beinhalteten, mit Ruhm und Erfolg auf wissenschaftlichem, materiellem und gesellschaftlichem Gebiet.

Hans lernte bald die Bedeutung der verschiedenen Instrumententaschen. Die große, lange bedeutete eine Geburt. Hans beschloß, daß er sich damit nicht abgeben würde. Die Sache dauerte ihm zu lange. Onkel Walter jedoch schien sich dafür sehr zu begeistern. Selbst wenn er müde zurückkam, lächelte er glücklich und sagte: „ein strammer Bub“, oder „ein gesundes Mädel“, und „der Mutter geht's gut“. Nur wenn die Geburt nicht glatt verlief, sah er besorgt und niedergeschlagen aus.

Hans war kühl und sachlich. Noch ehe er auf die Universität ging, wußte er, daß Onkel Walter sich abplagte, und beschloß, ihm darin nicht zu folgen. Denn: die Patienten sind für den Arzt da und nicht der Arzt für die Patienten. Als er studierte, hatte er bald heraus, daß Onkel Walter nur ein kleiner und unbedeutender Landarzt war, der es niemals zu etwas bringen würde, und ein paar Jahre nach seiner Promotion erzählte er bereits seinem Onkel, wie die „Kanonen“ in der Profession die oder jene Sache schmissen.

Und bald darauf war Hans erster Assistent an der chirurgischen Klinik und hatte in der Hauptstadt eine glänzend gehende Praxis.

Dr. Boß war inzwischen älter und müder geworden. Seine Schwester war vor mehreren Jahren gestorben, und sowohl an ihm wie an seinem kleinen Haus konnte man an kleinen Anzeichen merken, daß es an einer fürsorglichen weiblichen Hand fehlte.

Vor einigen Tagen war Sophie Keller, die Frau eines kleinen Bergbauern, erkrankt. Und Dr. Boß hatte sie gleich in die Hauptstadt in die Klinik geschafft, damit Hans sie operiere. Und Hans hatte, nachdem er verschiedentliche umständliche Untersuchungen und Reaktionen vorgenommen hatte, die Diagnose seines Onkels voll auf bestätigt.

„Kein Grund, sich zu ängstigen, liebe Frau,“ hatte der junge Chirurg gesagt. „Ich würde lügen, wenn ich sagte, es ist eine Kleinigkeit. Aber wir müssen solche Operationen so oft vornehmen, daß es zu einer Routinearbeit wird. Übermorgen um 9 Uhr kommen Sie dran.“

Nun lag Frau Keller in einem weißen Spitalzimmer in einem weißen Bett, und Schwestern in weißer Tracht schritten auf lautlosen Gummisohlen durch den Raum. Es roch leise nach Medikamenten. Alles war so ganz anders als zu Hause, irgendwie beängstigend. Das einzig Vertraute war Dr. Boß. Und an ihn klammerte sie sich. Ihre Augen baten ihn, zu bleiben, sie nicht allein in dieser kalten weißen Welt zu lassen, wo sie nicht mehr die Kleinbäuerin Sophie Keller war, sondern die Patientin von Bett Nr. 8, Saal 5 der chirurgischen Klinik.

Auch Dr. Boß fühlte sich nicht sehr wohl bei seinem Besuch auf der Klinik. Die vielen Abteilungen, Spezialisten, Apparate und Laboratorien verwirrten ihn. Die Ärzte, denen er begegnete, waren alle Sterne am Himmel der Medi-

zin, nicht unbedeutende kleine Landärzte. Sie erfüllten ihn mit Bewunderung und Ehrfurcht.

Und so verstand er die Einsamkeit und Bangigkeit, die seine Patientin empfand. Er blieb deshalb, so lang er konnte, neben ihrem Bett sitzen. Sie wurde ruhiger, und schließlich blickte Dr. Boß auf die Uhr und verabschiedete sich.

„Herr Doktor,“ sagte sie zögernd.

„Ja?“

„Herr Doktor, werden Sie sich um die Gretel“, das war ihre Tochter, „kümmern, falls mir was geschieht?“

„Natürlich, das wissen Sie doch.“

„Ja — ich wußte es. Trotzdem mußte ich Sie fragen. Jetzt fühle ich mich besser.“

„Das ist ja alles Unsinn, liebe Frau Keller. Sie haben gar nichts zu fürchten. Sie wissen doch, daß mein Nefse Sie operieren wird.“

„Ich weiß.“

„Er ist ein hervorragender Chirurg.“

„Ich weiß.“

„Na also!“

Ehe er zurückfuhr, suchte er nochmals Hans auf. Der junge Arzt hatte eben eine Operation beendet und stand vor dem Waschtisch. Eine Schwester hielt ein Handtuch, eine andere einen Tiegel mit Handcreme bereit.

„Schwieriger Fall?“ fragte Dr. Boß hungrig.

„Ah“, sagte Hans wegwerfend. „Blinddarmreizung“.

„Hm.“ Dr. Boß machte eine kleine Pause.

Dann fragte er schüchtern: „Sag, Hans, könntest du dich nicht ein bißchen um die Frau Keller kümmern? Sie ist so allein und nervös.“

„Keller?“ fragte Hans erstaunt.

„Nun, die Frau, die ich heute...“

„Ach so, ich verstehe. Die Unterleibszyste, die übermorgen drankommt.“

„Ja.“

„Ich werde sehen, was ich tun kann. Aber ich fürchte, daß ich kaum Zeit finden werde.“ Er blickte auf die Uhr.

„Fertig für heute?“

„Nein. Am Nachmittag habe ich eine ganz interessante Operation. Gallenblase.“

„Ich wollte, ich könnte bleiben und zusehen. Aber ich muß nach Hause. Wie geht es übrigens Fräulein Fehner?“

„Carla? Danke. Ausgezeichnet. Sie läßt dich, wie immer, herzlich grüßen.“

„Bitte, richte ihr auch meine Empfehlungen aus. Eine reizende junge Dame. Und so gar nicht hochmütig.“

Hans runzelte mißbilligend die Stirn. Diese Bemerkung seines Onkels schien ihm nicht zu passen. „Ja, sie hat gesellschaftlich recht gute Anlagen.“

„Wie?“

Hans ging in sein Zimmer, wo er sich rasch umzog. „Ich meine“, sagte er, „daß sie die geeignete Frau für mich sein wird.“

„Also ist es schon sicher?“

Hans nickte ein wenig selbstgefällig.

„Gratuliere, Hans. Ich freue mich wirklich.“ Und dann, nach einer kleinen Pause, setzte er hinzu: „Jetzt wirst du bald heiraten. Und noch dazu eine so reizende junge Dame aus guter Familie.“ Er nickte zufrieden mit dem Kopf. „Siehst du, Hans, allmählich verwirklicht sich alles, was wir damals erhofft haben.“

Hans hatte seine Toilette beendet. Während er sich prüfend im Spiegel betrachtete, dachte er, was für ein merkwürdiger Kauz eigentlich Onkel Walter war. Wie schwer und ernst er doch alles nahm. Er wandte sich um. „Es tut mir schrecklich leid, Onkel“, sagte er, „aber ich muß jetzt weg. Ich bin zum Mittagessen mit Steinschneider verabredet.“

„Steinschneider?“ fragte Dr. Voß ungläubig. „Doch nicht der Professor Steinschneider aus Berlin?“

„Warum nicht?“ lachte Hans. „Er ist da, um ein paar Vorträge zu halten.“

Dr. Voß war tief beeindruckt. Professor Steinschneider! Und Hans aß mit ihm zu Mittag! Und sagte das, als ob dies eine alltägliche Sache wäre.

„Sag' Hans“, fragte er, während sie dem Ausgang zueilten, „wie ist Professor Steinschneider?“

„Gott, wie soll er sein?“ antwortete Hans gelangweilt. „Ein netter, etwas umständlicher, älterer Herr. Nichts besonderes.“

„Hans“, meinte Dr. Voß schüchtern, „wenn es nicht zu unbescheiden ist, möchte ich dich bitten, Professor Steinschneider zu sagen, wie sehr ich ihn bewundere. Ich bin zwar nur ein kleiner, unbedeutender Landarzt, aber vielleicht freut es ihn.“

„Schön“, sagte Hans und verabschiedete sich.

Dr. Voß trat auf dem Weg zum Bahnhof in einen Blumenladen und wählte eine Azalee aus. Er schrieb: „Ich bin so glücklich über die gute Nachricht, die ich von Hans erfahren habe, daß ich auch Ihnen mit diesen bescheidenen Blumen eine kleine Freude machen möchte,“ und ließ sie zu Carla Fechner schicken.

Als er schließlich nach Hause gekommen war, harterte seiner ein volles Wartezimmer. Er arbeitete lange. Dann mußte er noch zwei Krankenbesuche machen. Obwohl es ein Umweg von einer halben Stunde war, fuhr er zum Hofe des Sebastian Keller und berichtete ihm, daß seine Frau in der Klinik gut untergebracht war und daß kein Anlaß zur Beunruhigung bestand.

Es war spät, als er schließlich wieder nach Hause kam. Er war müde. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, schlafen zu gehen. Er saß an seinem Schreibtisch und kramte in den Laden herum. Er fand ein kleines Paket, öffnete es. Eine Lederbrieftasche, nicht mehr ganz neu, war darin. Und ein Brief. „Weil die Ernte so schlecht war, wissen wir nicht, wann wir Sie werden bezahlen können. Aber vielleicht können Sie das brauchen. Josef hat es erst kurz vor seinem Tod gekauft.“

Dr. Voß lächelte gerührt. Josef Brandstätter war ein alter Kleinbauer gewesen. Und seine Frau war nach seinem Tode in sehr prekären Verhältnissen zurückgeblieben. Dr. Voß hatte nie mit einem Honorar für die Behandlung gerechnet. Das war nun einmal so, hier draußen. Da konnte man keine so eleganten und teuren Anzüge tragen wie Hans. Und hatte auch keine Gelegenheit, mit Berühmtheiten wie Professor Steinschneider zusammenzukommen.

Er stand auf und seufzte.

Das Telephon schrillte.

„Herr Doktor“, rief eine ängstliche Stimme, „können Sie kommen? Das Kleine von der Marie Heger ist sehr krank. Fieber hat sie, sehr hohes.“

„Ich komme.“

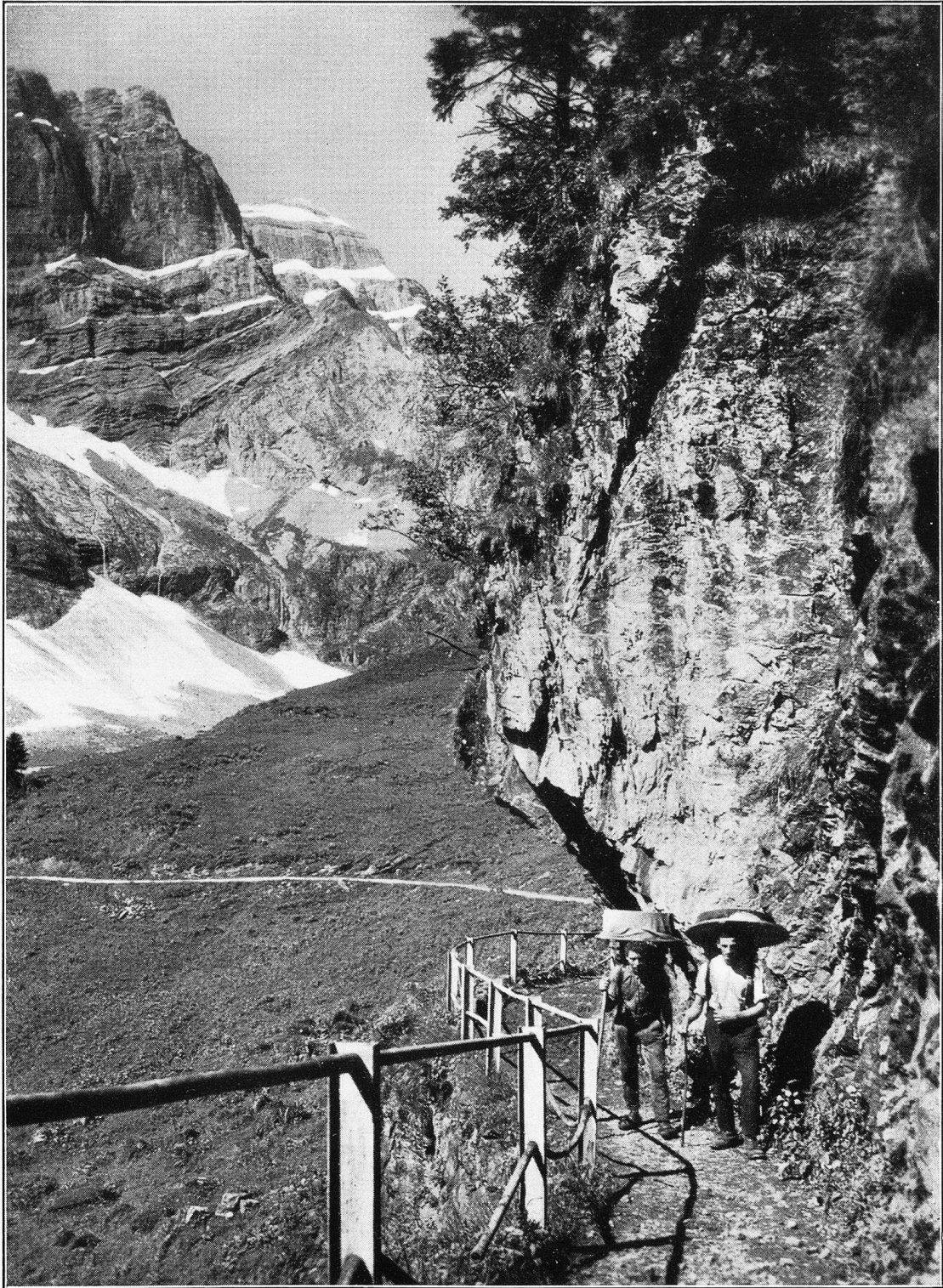
Dr. Voß holte sein altertümliches Auto wieder aus der Garage und fuhr los. Als er eine Viertelstunde später um die Kurve bog, sah er das kleine Haus der Familie Heger vor sich liegen. Die Fenster und die Haustüre waren offen, und heller Lichtschein floß in das Dunkel der Nacht.

„Mutter“, hörte er den Vater Heger rufen, „der Herr Doktor ist gekommen.“

„Na wo fehlt es denn?“ fragte Dr. Voß, als er in die kleine Stube trat.

Die Heger Marie fing zu weinen an.

„Na, na“, sagte er beruhigend, „es wird schon nicht so schlimm sein.“ Er untersuchte das fiebernde kleine Kind. Unter seinen sachkundigen zarten Händen beruhigte sich auch bald die Kleine. Er gab ihr eine Medizin zu schlucken, beruhigte



Glarnerfennen aus der Gegend des Oberblegisee tragen ihre Käseprodukte zu Tal.

Phot. J. Keller, Rüschliten.

die Mutter, schrieb ein Rezept und gab Anordnungen. „Morgen schau ich wieder vorbei.“

„Danke, Herr Doktor.“

„Und wegen dem Geld...“ sagte der Heger Ferdinand.

„Ich weiß, ich weiß,“ lachte Dr. Voß. „Das ist nicht so wichtig.“

Die Heger Marie blickte auf. „Wie Sie gekommen sind, Herr Doktor, da hab ich gewußt, jetzt ist alles wieder gut, wie wenn der Herrgott selbst eingetreten wäre.“

„Ich bin nur ein alter Landarzt,“ sagte Dr. Voß ein wenig bitter. „Aber der Herrgott und der Landarzt sind eben immer da, wenn man sie braucht.“

Am nächsten Vormittag, nachdem er die Patienten in der Ordination abgefertigt hatte, fuhr er wieder hinaus, um nach der kleinen Heger zu sehen. Sie war besser. Als er zurückfuhr, fand er einen eleganten, teuren Roadster vor seinem Haus. Und als er ins Wartezimmer trat, erblickte er Carla Fehner, die in den alten Zeitschriften blätterte.

Er wollte sie in das Wohnzimmer führen. Aber Carla schüttelte den Kopf.

„Gehen wir in Ihr Ordinationszimmer, Dr. Voß. Das paßt besser zu Ihnen, und man spricht sich dort besser.“

Und als sie sich dann einander gegenüber saßen und Carla ihm für die Blumen gedankt hatte, entstand eine kleine Pause.

Dr. Voß blickte sie aus seinen gütigen blauen Augen über den Rand der Brillengläser forschend an.

„Was haben Sie am Herzen, Carla?“ fragte er dann leise. „Sie sind doch nicht den ganzen weiten Weg herausgefahren, nur um mir für ein paar Blumen zu danken.“

Carla machte einen schwachen Versuch zu lächeln. „Sie sind so lieb, Dr. Voß,“ sagte sie, und dann liefen große, dicke Tränen über ihre Wangen. Sie begann zu schluchzen. „Ich... ich kann Hans nicht heiraten,“ sagte sie schließlich.

Dr. Voß erschrak. Und er war über die Verlobung so glücklich gewesen. Er konnte Carla Fehner gut leiden. Besser als irgend ein anderes junges Mädchen. Und er wollte nur ihr Bestes. Und das Beste für Hans natürlich.

„Wenn Sie ihn nicht heiraten können, dann können Sie's eben nicht,“ sagte er ein wenig enttäuscht.

Sie trocknete ihre Tränen.

„Ich möchte es Ihnen erklären.“

„Lassen Sie sich Zeit, mein Kind.“

Beide schwiegen. Schließlich begann sie:

„Er versteht nicht, was wichtig ist,“ erklärte sie etwas unvermittelt.

Dr. Voß blickte sie etwas überrascht an. Er verstand nicht.

„Ich meine“, fuhr sie fort, „alles was Sie haben, fehlt ihm.“

„Ich? Ich weiß nicht, was Sie meinen. Was habe ich?“

Carla lächelte ein wenig schmerzlich.

„Natürlich wissen Sie's nicht, Dr. Voß. Sie denken niemals an sich. Aber Hans! Er ist eingebildet und grausam!“

„Hans?“

„Ja.“

„Nein. Sie müssen sich irren.“ Er überlegte, wie er Hans helfen könne. „Hören Sie, Fräulein Carla, Sie wissen, daß Hans jemanden wie Sie braucht. Seine Mutter starb, ehe er noch erwachsen war. Und wenn ich auch getan habe, was ich konnte, so habe ich mit meiner Erziehung vielleicht doch nicht den besten Erfolg gehabt. Ich habe auch immer so viel zu tun gehabt, Patienten und so...“

Carla schüttelte den Kopf.

„Nein, daran liegt es nicht. Im Gegenteil! Er hätte gerade durch Sie all das erwerben können, was ihm fehlt,“ sagte sie ein wenig heftig.

„Er hat großen Erfolg.“

„Wirklich? Glauben Sie das?“

„Selbstverständlich. Ich weiß es.“

Carla schüttelte den Kopf. Sie war keineswegs überzeugt.

„Wie oft kommen Sie mit Hans zusammen?“ fragte sie.

„Nun, ziemlich oft. Ich habe ihn gestern gesehen, und dann, vor zwei Monaten hat er mich besucht. Er hat ja so viel zu tun, Fräulein Carla.“

Sie schwieg, aber ihr schöner Mund hatte einen harten Zug bekommen. Und auch ihre Augen blickten hart und starr, zu hart.

Dr. Voß sah ein wenig hilflos drein. „Wirklich, Fräulein Carla, er ist sehr beschäftigt. Erst gestern war er mit dem größten Arzt zum Mittagessen verabredet, mit Professor Steinschneider.“

„Mit dem größten Arzt,“ wiederholte Carla bitter. „Sie sind ein großer Arzt. Wenn Sie auch hier in dem kleinen Nest leben und niemand etwas von Ihnen weiß, so bleiben Sie doch immer ein großer Arzt.“

Dr. Voß lachte. Es klang komisch, daß jemand

ihn für einen großen Arzt halten sollte. Aber er war nicht heiter. Denn er erkannte, daß er Carla nicht zu seiner Ansicht über Hans belehren konnte. Sie verstanden einander nicht und sprachen aneinander vorbei.

Schließlich erhob sie sich.

„Ich muß jetzt gehen. Es hat mir gut getan, mit Ihnen zu sprechen, Dr. Voß. Auch wenn wir einander nicht ganz verstehen konnten. Ich wollte, es gäbe Maße, mit denen man Ihr Lebenswerk messen könnte, so daß Sie und die andern ihren Erfolg erkennen könnten. Aber es sind meist die Menschen, von denen man nichts hört, die alles Wichtige tun, während die hartgesottenen Egoisten Karriere machen.“

Sie schwieg und blickte Dr. Voß tief in die Augen. Und dann, zu seiner größten Überraschung, schlang sie ihre Arme um ihn und küßte ihn. Seit vielen Jahren hatte ihn niemand mehr geküßt.

Als sie gegangen war, blieb er lange sitzen und träumte vor sich hin. Was für ein liebenswertes Geschöpf sie doch war. Trotz ihrer sonderbaren Ideen. Er beschloß, möglichst bald in die Stadt zu fahren und mit Hans zu sprechen. Er mußte ihm helfen.

Das Schrillen des Telephons riß ihn aus seinen Überlegungen.

*

Aber er kam erst vier Tage später dazu, in die Hauptstadt zu fahren. Und er konnte sich nur frei machen, weil Hans ihn gerufen hatte. Denn Frau Sophie Keller war trotz der gelungenen Operation in einer schlechten Verfassung.

Hans wartete in der Eingangshalle der Klinik.

„Ich weiß nicht, was mit ihr los ist. Die Operation ist tadellos verlaufen. Trotzdem wird sie bestimmt sterben, wenn nicht etwas geschieht. Und ich möchte nicht einen so einfachen Fall verlieren. Das wäre absurd.“

„Ich werde mit ihr sprechen,“ sagte Dr. Voß.

„Kann ich mitkommen?“ fragte Hans. Seine Stimme klang anders, verändert.

„Natürlich.“

Sie traten in den Krankensaal. Dr. Voß setzte sich auf den Stuhl neben Frau Keller und Hans blieb am Fußende des Bettes stehen.

„Nun, Frau Keller,“ sagte Dr. Voß.

Die Kranke öffnete für einen Augenblick die Lider, schloß sie aber gleich wieder.

„Ich bin gestern bei Ihrem Haus vorbeigekommen,“ fuhr Dr. Voß fort, „und soll Sie grüßen von Ihrem Mann und den Kindern.“

Sie öffnete wieder die Augen, und diesmal blieben sie ein wenig länger offen.

Dr. Voß sprach weiter. Er berichtete, wie das Getreide stand, daß die Kuh jetzt täglich mehr Milch gebe, daß die Henne sechs Küken ausgebrütet habe und das Heu von der Südwiese eingebracht worden war. Und als er endlich schwieg, fragte sie leise:

„Und wie geht es dem Kleinen?“

„Es schreit und weint und will seine Mutter wieder haben,“ sagte er laut und stand auf.

Als er dann neben seinem Neffen durch den langen Gang des Spitals schritt, sagte er: „Ich glaube, daß unser Patient die Krisis überwunden hat. Ich bin sicher, daß sie sich erholen wird.“

*

Etwa eine Woche später rief Hans an. „Nein, Onkel Walter, du brauchst keine Angst zu haben,“ sagte er, „Frau Keller geht es ausgezeichnet; nächste Woche kann sie vielleicht schon nach Hause. Aber hättest du nicht Lust, hereinzukommen? Die Ärztegesellschaft gibt ein kleines Essen. Ich dachte, du würdest gerne mithalten. Wenn du den Zug um 17 Uhr 40 nimmst, kommst du gerade zu recht. Und ein Taxi von der Bahn kostet kein Vermögen. Du kannst bei mir übernachten und mit dem Frühzug wieder hinausfahren. Du willst lieber mit dem Auto fahren? Warum? Ist dir das nicht zu anstrengend? Ich verstehe. Eine Geburt! Hoffentlich ist das Kind pünktlich. Laß uns nicht zu lange warten und komme bestimmt. Warum? Ich habe einen triftigen Grund. Auf Wiedersehen!“

Dr. Voß wollte fragen, welchen Grund Hans habe, aber der hatte schon abgehängt.

Obwohl er seinem klapprigen Auto Ungewöhnliches zumutete, kam er doch fast eine Stunde zu spät, denn die Geburt hatte ihn aufgehalten.

Als er müde und hungrig in den Speisesaal des Restaurants kam, war er erstaunt, daß man anscheinend mit dem Essen auf ihn gewartet hatte und daß man ihm den Ehrenplatz am Ende der Tafel eingeräumt hatte.

Hans begrüßte ihn und besorgte die Vorstellung. „Mein Onkel, Dr. Walter Voß, und zwanzig, nein zweiundzwanzig Kollegen, deren Namen du dir ohnedies nicht merken wirst, also schenke ich mir den Salm.“

Die Ärzte lachten, und die Kellner reichten den ersten Gang.

Dr. Voß war hungrig und aß mit Genuß.

„Ich habe seit dem Frühstück noch nichts gegessen,“ sagte er entschuldigend zu seinem Nach-

barn, einem grauhaarigen älteren Herrn mit bedeutenden Zügen. „Wir Landärzte sind manchmal sehr in Anspruch genommen.“

Der andere schweig und betrachtete Dr. Voß mit freundlicher Neugierde.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, Herr Kollega,“ fragte Dr. Voß schließlich.

„Steinschneider,“ sagte der andere.

Dr. Voß hob überrascht den Blick von seinem Teller. Aber ehe er sich von seinem Erstaunen erholen konnte, erhob sich Hans, klopfte ans Glas und begann zu sprechen. Er berichtete von einer Patientin, die er operiert hatte, von der Operation, die gelungen war wie die meisten dieser oft ausgeführten Eingriffe. Wie die Patientin sich aber nicht erholt hatte. Wie das ganze moderne Rüstzeug der medizinischen Wissenschaft, das die Klinik zur Verfügung hatte, eingesetzt worden war, um das Leben der dem Tod entgegentreibenden Patientin zu retten — vergebens. Und da sei, in letzter Minute, ein Arzt gekommen, ein praktischer Arzt, der die Patientin in ihrer Heimat gekannt und behandelt hatte. Er hatte keine Mittel und keine Therapie verschrieben, er sei nur wenige Minuten an ihrem Bett gesessen und habe zu ihr gesprochen. Und sein überragend psychologisches Einsehen habe gesiegt, wo die Wissenschaft der Klinik versagt habe. Ihm sei es gelungen, den anscheinend erloschenen Lebenswillen der Patientin zu neuer Kraft zu erwecken. Die Patientin, von der er berichtete, befinde sich auf seiner Klinik. Ihr Name: Sophie Keller. Und der Arzt, Hans machte eine Verbeugung gegen seinen Onkel, sei der heutige Ehrengast, Dr. Walter Voß.

Und schon erhob sich ein anderer und sprach über das, was Dr. Walter Voß, Landarzt, während den nahezu dreißig Jahren seines stillen Wirkens vollbracht habe.

Und als er geendet hatte, erhoben sich alle Gäste, riefen „Dr. Voß! Dr. Voß!“ applaudierten und tranken ihm zu.

Er war gerührt, verwirrt und ein wenig stolz zugleich. Er erhob sich.

„Meine Herren Kollegen,“ sagte er. „Ich kann Ihre Ehrungen nicht annehmen. Sie überschätzen mich. Ich bin ein einfacher, unbedeutender Landarzt, nicht einmal auf dem laufenden mit den letzten Entwicklungen der medizinischen Forschungen. Man kommt nicht dazu — draußen, wenn man seine Pflicht tut, als Arzt und als Mensch. Und daß ich das tue, ist doch selbstver-

ständig, dafür verdiene ich kein Lob.“ Er machte eine kleine Pause. „Und was den Fall Sophie Keller betrifft — ich habe nur getan, was mir der gesunde Menschenverstand vorschrieb. Schließlich, ich kannte ja die Frau und wußte, wie ihr zu helfen war. Die Herren auf der Klinik kannten sie nicht. Für sie war sie nur ein Fall unter vielen. Demnach hatte ich es ja um vieles leichter. Ja.“ Er rückte an seiner Brille herum. „Aber zu wissen, daß Sie, meine verehrten Herren Kollegen, für einen unbedeutenden Kollegen wie mich Raum haben in Ihren Reihen, das ist etwas, was ich nie vergessen werde. Und es wird mir helfen, weiterhin meine Aufgabe zu erfüllen. Und dafür möchte ich Ihnen auf das herzlichste danken.“

Er setzte sich wieder und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

Professor Steinschneider wandte sich an ihn. „Kommen Sie morgen zu mir in die Klinik. Ich hätte Ihnen gerne einen Fall gezeigt, der mir Kopferbrechen macht.“ Und er begann eine komplizierte Krankengeschichte zu erzählen, als ob Dr. Voß nicht ein kleiner Landarzt, sondern eine internationale Kapazität wäre. Dr. Voß glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

Es war 11 Uhr, als er sich erhob. Er lehnte die Gastfreundschaft seines Neffen ab.

„Ich bin ruhiger zu Hause, wenn ich weiß, daß ich für meine Patienten erreichbar bin. Vielleicht werde ich gebraucht.“

Er kletterte in seinen Wagen und fuhr los. Er machte einen kleinen Umweg und fuhr an der Villa vorbei, in der Carla Fechner wohnte. In einem ebenerdigen Zimmer war noch Licht, und er stieg aus und läutete.

Carla öffnete ihm selbst.

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie noch so spät überfalle,“ sagte er etwas verlegen, aber heute habe ich etwas erlebt, das mich sehr erschüttert hat. Und ich muß es jemandem erzählen; nicht irgend jemandem, sondern Ihnen. Hans hat mir zu Ehren ein Essen gegeben und alle Größen der Medizin dazu geladen. Und sie haben Reden gehalten.“

„Sie Lieber!“ sagte Carla und küßte ihn auf die alten, wellen Wangen.

„Ja“, fuhr Dr. Voß fort. „Ich muß zwar gestehen, daß nichts wahr gewesen ist, was sie auf mich gesagt haben, aber es war schön und hat mir wohlgetan. Ich wußte gar nichts. Es war eine vollkommene Überraschung. Und sogar Professor

Steinschneider war da. Er saß neben mir und hat mich um meinen Rat gefragt."

"Und Hans hat das arrangiert?" fragte Carla.

Er nickte. „Ja, Hans. Und ist das nicht merkwürdig? Als ich hereinkam, war ich todmüde. Und jetzt bin ich frisch und fühle mich zehn Jahre jünger. Und außerdem, ich habe da draußen einen Fall, der mir Sorgen gemacht hat, aber nun auf einmal bin ich sicher, daß ich die arme Frau durchbringe."

„Natürlich werden Sie. Ich habe Ihnen doch immer gesagt, daß Sie ein großer Arzt sind."

„Ich?"

„Sie. Und noch etwas: Sie können Hans sagen, daß ich es mir überlegt habe. Warum? Weil ich gern mit Ihnen verwandt sein möchte. Und dann kann es mir vielleicht gelingen, aus ihm einen würdigen Nachfolger seines Onkels zu machen."

*

Zwei Stunden später kam Dr. Voss zu Hause an. Er hörte das Telephon läuten und ließ den Wagen vor dem Haus stehen.

„Herr Doktor", rief eine ängstliche Stimme, „gut, daß Sie zurück sind. Hier spricht Lechfelder. Meiner Frau geht es sehr schlecht. Können Sie noch herauskommen?"

Es war fünfzehn Kilometer weit, aber Dr. Voss versprach, sofort loszufahren. Er fühlte sich jung und kräftig, und ein paar Jahre würde er schon noch auf seinem Posten ausharren können. Und dann, dann konnte er ruhig sterben, mit dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben.

Das Haus der Lechfelder lag gerade vor ihm. Wie immer bei seinen nächtlichen Besuchen stand die Tür offen, und ein längliches, helles Viereck durchbrach das Dunkel der Nacht.

Irgend jemand, der das Scheinwerferlicht seines Autos entdeckt hatte, rief: „Weinen Sie nicht, Frau Lechfelder. Der Herr Doktor kommt schon."

Ein Gedenkblatt für das Kloster Pfäfers.

Im Jahre 1838, also vor hundert Jahren, fiel das mehr als tausendjährige Benediktinerkloster zu Pfäfers dem Zeitgeist zum Opfer. Es ist eine schmerzliche Tatsache, weil die Mönche ihr

Grab selber schaufelten oder geschaufelt haben durch den Kapitelbeschuß vom Dreikönigstag. Der Staat ließ sich diese wohlfeile Beute nicht entgehen. Ergab sich doch nach Abzug aller Paß-



Das Klosterstift Pfäfers vor seiner Aufhebung.

Mit Erlaubnis der Stiftsbibliothek St. Gallen entnommen aus: J. A. Kaiser „Seilquellen von Pfäfers“.